

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 14 (1934-1935)
Heft: 3-4

Artikel: Die Schweiz und das Reich
Autor: Amrein, Andreas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schweiz und das Reich.

Von Andreas Amrein.

Zwiespalt der Empfindungen.

Die nationalsozialistische Revolution hat die Schweiz in einen merkwürdigen Zwiespalt der Empfindungen gestürzt. Es handelt sich dabei nicht um jenes mehr oder weniger oberflächliche Für und Wider, das in der Regel politische Ereignisse von einiger Bedeutung begleitet, sondern um eine tiefere und ungewöhnliche Art der Anteilnahme. Weder der Weltkrieg, der, wenn er auf unser Land übersprang, wahrscheinlich das Ende bedeutet hätte, noch die russische Revolution, die immerhin ganze Schichten faszinierte, oder der italienische Faschismus sind in ihrer Wirkung auf uns der deutschen Revolution zu vergleichen. Die Stellungnahme ist keine laute Massenangelegenheit, die ähnlich der Zeit vor 1798 oder den vierziger Jahren unmittelbar bevorstehende Entscheidungen ankündigte — trotz Fronten, Aufläufen und Revisionsbewegungen — vielmehr eher ein Krisenzustand bei großen Teilen der geistig führenden Schichten. Diese Krise ist aber auch nicht mit einer Erscheinung zu verwechseln, die man bei uns seit zwanzig Jahren regelmäßig dann feststellen kann, wenn der Welt Läufe uns vordemonstrieren, daß ringsum Geschichte gemacht wird, nur nicht bei uns; — woraus alsdann meist so etwas entspringt, wie ein schlechtes historisches Gewissen, das sich in kurz aufflackernden Bewegungen, allerhand aufgeregter Wichtigtuerei ohne den Druck zwingender Notwendigkeit im Hintergrund, Ruf nach Reformen u. ä. kundtut.

Eines wird in der mehr unter der Oberfläche sich äußernden Bewegtheit, die je nachdem in bewundernder Anerkennung oder in heftigster Kritik und verbissener Ablehnung die Grenzen jeglicher Neutralität sprengt und Anteil nimmt, als handle es sich um unsere ureigenste Angelegenheit offenbar: Unser Verhältnis zum Reich tritt in ein neues Stadium.

Politische Scheidung — geistige Gemeinschaft.

Für gewöhnlich lassen uns Ereignisse jenseits unserer Nordgrenze ziemlich kühl. Nicht einmal die im Herbst 1918 fallenden Kronen und die Tatsache, daß mit einer deutschen Demokratie der große historische Unterschied zwischen der herrschaftlichen Organisation des politischen Lebens drüben und der mehr genossenschaftlichen hien gesunken schien, hatte uns sonderlich erregt. Dem Bewußtsein für die Eigenart unserer politischen Lebensgesetze, die schon in den Burgunderkriegen die Sonderung vom Reich vorbereitet, im Schwabenkrieg sie vollendet und sie mit den italienischen Feldzügen bestätigt hatten, sind wir stets treu geblieben.

Ebenso wenig aber war auch nur einen Augenblick lang unser Verhältnis zum geistigen Reich der Deutschen zweifelhaft geworden. Für die alte Eidgenossenschaft gab es schon darum in diesem Verhältnis keine Pro-

blematisch, weil sie in Tat und Wahrheit ein deutscher Nationalstaat war¹⁾, der sich an einem Reich, das vom 17. Jahrhundert ab politisch nur noch in seinen Gliedern existierte und dessen Schwergewicht weit im Osten lag, nicht gebunden fühlen konnte. Das Reich war im Bewußtsein der Eidgenossen seit ihrem denkwürdigen Eintreten bei der Kaiserwahl vom Jahre 1519 für den Habsburger Karl und gegen König Franz von Frankreich zum überräumlich wirkenden Repräsentanten deutscher Art, Gesittung, Geistigkeit, Kultur geworden. Dem widerspricht scheinbar die französische Orientierung im 17. und 18. Jahrhundert. Doch ist diese eine mitteleuropäische Erscheinung, die nicht zu hindern vermochte, daß Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, um mit Nadler zu sprechen, ein Vorort des deutschen Geisteslebens wurde und als Schweizerstadt „in ihrer gemeindeutschen Aufgabe mit dem fernen Königsberg zusammenspielte, gegnerisch mit Gottsched, bundesgenossenschaftlich mit Hamann und Herder“. Daran hat weder die Geburt einer eigentlichen schweizerischen Staatsidee, die seit den Tagen Balthasars fast drei Menschenalter lang die besten Köpfe beschäftigte, etwas geändert, noch die Wandlung vom Nationalstaat zum Nationalitätenstaat 1798. Sie bedeutete eine Ausweitung des politischen Bewußtseins und eine fruchtbare Vertiefung unseres genossenschaftlich-föderalistischen Wesenszuges nach der weltbürgerlichen Seite hin.

Der Endkampf gegen Napoleon wurde nicht zur nationalen Angelegenheit. Aber er war Herzenssache zahlreicher Freiwilliger, die sich in die deutschen Heere eingereiht hatten. Es ging in den Jahren nachher ein starker Zug der Gemeinschaft durch die ganze deutschsprachige Jugend, der an unseren Grenzen nicht Halt machte. Uns wird heute kaum mehr bewußt, daß fast alle in der Mitte des vorigen Jahrhunderts irgendwie hervorragenden Persönlichkeiten ihre entscheidenden Studienjahre auf deutschen Universitäten zugebracht und — um abermals Nadler zu zitieren — „durch Aufnahme der deutschen Bildung, durch Macherlebnis der großen deutschen Literatur, durch Besuch der führenden deutschen Städte eine neue seelische Bereitschaft“ empfangen hatten.

Trotzdem erwiesen sich die politischen Kristallisationskräfte des kleinen helvetischen Raumes während der Zeit der sog. Regeneration und insbesondere 1847/1848 so überaus eigenwillig, daß kein späteres Ereignis mehr den Prozeß hätte unterbrechen können.

Die sich festigende Eigenstaatlichkeit wiederum ist insofern für unser geistiges Verhältnis zum Reich wichtig geworden, als jede kulturpolitische Überlegung seither unweigerlich an irgend einer Stelle in ihr Kraftfeld gerät. Man muß sich nur einmal überlegen, wie eng sich die politische Sphäre mit dem gesamten übrigen Leben in einem Staatswesen verschwifert, in dem die genossenschaftliche Gemeinde und der seit Jahrhunderten eigen-

¹⁾ Am besten informiert hierüber H. Weilenmann in der ausgezeichneten rechtsgeschichtlichen Studie „Die vielsprachige Schweiz“.

wüchsige und stets überschaubare politische Bezirk des Kantons bis heute als bestimmendes politisches Kraftzentrum sein Recht behaupten konnte. Dieser immer noch lebendigen „Schweizerfreiheit“, die man nicht mit liberaler Ungebundenheit des Individuums verwechseln darf, entspricht der föderalistische Staatsaufbau. Er setzt wiederum eine gegenseitige Rücksichtnahme voraus, die bei allen gemeinschaftlichen Belangen stets mit den Empfindungen, der Denkweise, den Gesetzen des Handelns der verschiedenen Staatsglieder rechnet. Nur unter solchen Voraussetzungen war es überhaupt denkbar, daß unser Staat verschiedene Sprach- und Kulturbezirke überwölben konnte, ohne majorisieren zu müssen. Solche Übung schafft mit der Zeit einen Common sense, der überall dort forrigierend in Erscheinung tritt, wo Einseitigkeiten das an ein wohlausbalanciertes Uhrwerk erinnernde Staatsleben gefährden könnten. Common sense will schon sagen, daß es sich nicht so sehr um Grundsätze des politischen Verfahrens im engeren Sinn handelt als um die Ausbildung eines feinen Wissens um die Gesetze des öffentlichen Lebens. So ist es bei uns geradezu eine Angelegenheit des politischen Instinktes, daß wir kein Verständnis für eine Form der Machtverfälschung besitzen, wie sie uns das Beispiel der Diktaturen liefert. Wir können uns politische Macht schlechterdings nicht anders vorstellen, als eingeschlossen von der Sphäre des Rechtes. Machtäußerungen, wie etwa die nachträglich legalisierten Erschießungen in München und Berlin am 30. Juni und in den Tagen nachher erregen uns nicht, weil wir dem Großteil der Opfer sonderliche Sympathie entgegenbrächten, auch nicht, weil wir uns der gefährlichen Nachbarschaft bewußt werden, oder weil irgendwo — trotz möglicher intellektueller Zugeständnisse an eine Notwendigkeit der Staatsraison — unser moralisches Empfinden rebelliert. Uns wird vielmehr im Anschauenmüssen dieses mit Shakespearescher Folgerichtigkeit sich vollziehenden Dramas ganz unmittelbar die von Schloffer ausgesprochene, von J. Burckhardt bestätigte Erkenntnis neu erweckt, daß „Macht an sich“ böse und darum den Gesetzen der Schuld unterworfen ist. Wir haben als Volk im Jahre 1798 die Folgen solcher historischer Schuld erfahren. Wenn sich die Wirkung der Erfahrung auch seither sehr verdünnt hat, so ist ihr Niederschlag doch geblieben und tritt jedesmal dort hemmend oder verurteilend in Erscheinung, wo Macht die Rechtsbindung zu durchbrechen sich anschickt. Es ist dann wie eine Angst vor Dämonien, die selbstherrlich und zerstörend über das hinwegschreiten könnten, was wir als Grundlagen der Gesittung anerkennen.

Noch in einer anderen Richtung mußte die Vollendung der geschlossenen Eigenstaatlichkeit wirken: Wir sind endgültig als Kleinstaat eingeordnet und diese Einordnung hat uns im allgemeinen helllichtig gemacht für den Umfang unserer politischen Reichweite. Täuschen darüber konnten sich angesichts der mannigfachen internationalen Ehrungen, die uns seit einigen Jahrzehnten zuteil werden, nur Menschen ohne Sinn für die Realität der politischen Größenordnung. Räumliche Enge wurde also trotz der großen

Gunst, die das Hineinragen in drei Kulturräume bedeutet, mit ein Teil unseres Lebensgesetzes.

Nun wirkt aber Enge der Verhältnisse immer zwiespältig. Wo die Lebenspotenzen stark sind, da treibt es den Eingeeengten unweigerlich zur Durchbrechung der Schranke nach der Weite oder der Tiefe hin. Nur dort, wo die Potenz schwach ist, kommt es zur selbstgenügsamen Verengung. Ein Teil des schweizerischen Unternehmertums im Ausland ist die eine Form, in der sich die starke Lebenskraft des schweizerisch-alemannischen Stammes auswirkte; die andere ist die kräftig gepflegte geistige Beziehung zum volksverwandten Ausland, vorab zum Reich. In ihr erst bot sich jene vermehrte Bewegungsfreiheit, welche die Heimat versagte. Die Abwanderung schweizerischer Intelligenz nach München, Berlin und anderen deutschen Kulturzentren ist ein bereiteter Beweis hiefür. Es handelt sich bei diesem Überspringen der Grenze um eine vollwertige, sowohl empfangende wie gebende Teilnahme am deutschen Kulturleben, ohne daß deshalb die Heimatbindung je in Frage gestellt worden wäre. Praktisch war im Bereich der geistigen Formen die Grenze tatsächlich nahezu unwirksam geworden. Die Einheit des geistigen Reiches, in dem Alemannen, Bayern, Franken, Niedersachen ... gleichwertig nebeneinanderstehen, schien hergestellt. Wir hatten in diesem Reich unser selbstverständliches und volles Bürgerrecht und wir sorgten nicht in seiner Wahrnehmung.

Eine ähnliche Bewegung erfolgte in umgekehrter Richtung. Die Schweiz war durchaus Ufer am großen Kulturstrom, der im Reich kreiste. Manches geht dabei auf das Konto der deutschen Flüchtlinge während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sie waren zum großen Teil geistige Elite, die vom Ratheber und vom Schreibtisch unser geistiges Leben maßgebend beeinflussten. Manches geht auf das Konto späterer Einwanderung; manches auch auf die nicht zu leugnende Tatsache, daß der Schweizer — freilich mit Ausnahmen — sich jahrzehntelang vorzugsweise einem hochgesteigerten Erwerbsleben hingab, vom Gabentisch einer verfeinerten Kultur zwar gern nahm, die Arbeit hiefür und das Arrangement aber gern den paar „Sonderlingen“, die im Land geblieben waren, überließ und den maßgebenden Kräften im Reich, „wo man sich auf so etwas besser verstand“. So kam der Buchhandel vorzugsweise in deutsche Hände, aus den Händen deutscher Verleger empfangen wir die Werke unserer eigenen Klassiker, eine Großzahl Hochschullehrer waren Deutsche, viele Schauspieler, Regisseure, Musiker u. a. Die lang dauernde und einseitige Hinwendung auf das Erwerbsleben hatte bei uns in weiten Kreisen eine gewisse Unsicherheit des Urteils in Bezug auf Kulturwerte im engeren Sinn zurückgelassen. Hier wurde das Reich recht eigentlich für uns zum Lehrmeister. Die vorurteilslose Anerkennung, welche dort der ungebrochenen Schöpferkraft unserer Kunst, Literatur, Wissenschaft gezollt wurde, lehrte uns wieder die Kräfte sehen und schätzen, die über alle praktischen Fähigkeiten hinaus in unserem Volk steckten. Keine übertriebene Bedeutung darf man hingegen zwei so-

zialen Tatsachen schenken: den vielen Einbürgerungen von Reichsdeutschen und den noch zahlreicheren Heiraten über die Grenze hinweg. Verwandtschaftliche Beziehungen bedeuten in diesem Zusammenhang gewöhnlich nicht viel mehr als harmlose Ferienbesuche und in Notzeiten Liebesgaben; Neubürgerschaft hingegen verpflichtet schon rein äußerlich, zumal hierzuland, wo jeder ansässige Fremde sich zum mindesten bemüht, Schweizerdeutsch zu lernen.

Im ganzen sind die Jahrzehnte vor dem Krieg, aber auch in wieder steigendem Maß auch die Jahre nachher, Zeiten einer starken Verbundenheit mit dem Reich. Trotzdem wäre es abwegig, wollte man, wie das bei der oft ästhetischen Betrachtung dieses Verhältnisses geschieht, sehr reale trennende Faktoren außer Acht lassen.

Soziales Schicksal als bestimmende Macht.

Weder Sprach- noch Literatur- noch Kunstgemeinschaft bedeuten schon Kulturgemeinschaft schlechtweg. Das spürt man sofort, sobald man beliebige Menschen über die „Schwaben“ reden hört. Man übersieht in den Kreisen, die zwar instinktmäßig sehr fest ihrem Heimatboden verhaftet sind, die aber darüber ein Gefühl der Verantwortung für die Werte des weiteren Kulturbereiches durch Tradition und Bildung erworben haben, häufig, daß lebendige Kultur stets in den Tiefenschichten eines Volkschicksals wurzelt. Die Gesamtheit der Lebenskräfte und Lebensformen ist für einen kulturellen Zustand maßgebend, und nur die letzte und gültige Formgebung wird Sache und Aufgabe einer bestimmten gehobenen Bildungsschicht. Nur wer das vergaß, konnte jenem maßlosen Erstaunen, ja Entsetzen verfallen, als mit der deutschen Revolution auf einmal unter der brüchig gewordenen Schicht einer traditionellen Bildungsform eine völlig neue und ungewohnte Gestalt des deutschen Volkes sichtbar wurde, die sich als Erben und eigentlichen Träger deutschen Geistes erklärte.

Auf die Bedeutung der politischen Sphäre für das Gefüge der Kulturbeziehungen wurde schon einmal hingewiesen. Die Ära Bismarck und die Neugründung des Reiches in der kleindeutschen Form beeinflussten insofern unser Verhältnis, als die sehr rasche Identifizierung von „Deutsch“ und „Deutsch-Preussisch“ eine Verengung des Reichsbegriffs heißt. Doch liegt uns gerade die föderalistische Form des Bismarckschen Reiches noch verhältnismäßig nah. Viel entscheidender sind die Veränderungen in der sozialen Struktur Deutschlands seit 1871. Sie haben den Typus geformt, auf dessen Schultern das Dritte Reich ruht. Und es fragt sich und zwar nach jedem weiteren Akt der deutschen Revolution umso ernsthafter, ob dieser Typus willens und imstand ist, das deutsche Geisteserbe ungebrochen weiterzuführen, oder ob nicht im Nationalsozialismus sich der Beginn einer ganz neuen Entwicklung ankündigt, die zwar noch Trümmer und Gewandstücke des Bisherigen mitschleppt, aber auch sie schon verwandelt. Das Ergebnis der Strukturänderung, auf ein paar kurze Formeln gebracht, heißt: weit-

gehende Aufsaugung des ländlichen Menschen; Verstädterung, wobei die bodenferne Großstadt mit ihrer Widerstandslosigkeit gegen die Mächte, welche eine feinere Differenzierung der Bevölkerung nach Herkunft, Geschlecht, Bildung, Art und Rasse auf die Dauer unmöglich machen, eine über alle Massen hinausgehende Bedeutung erhält; im Zusammenhang damit Vermaassung und Verproletarisierung; Verschüttung des Bewußtseins für unabänderliche Bindungen im Leben, aber auch für eine in Spannung zur Gebundenheit stehende Welt der Freiheit; daher robuster Optimismus einerseits, andererseits Abfall von Gott, Haltlosigkeit und — eine Folge der Undurchsichtigkeit aller Verhältnisse — zunehmender Mangel an Verantwortung und an Vertrauen von Mensch zu Mensch und von Menschengruppe zu Menschengruppe. Wenn heute diese Entwicklung dem „System“ und dem Judentum in die Schuhe geschoben wird, so sei an das Wort Jakob Burckhardts erinnert, wonach in jeder Krise für den ganzen bisherigen Zustand durchaus dessen dermalige Träger verantwortlich gemacht würden und es aussehe, als wäre die eine Hälfte der Dinge faul gewesen, während die andere Hälfte längst gespannt auf eine allgemeine Änderung gewartet hätte.

Wie steht es nun aber mit uns? „Man kann wohl sagen, daß sich der Liberalismus auf dem Kontinent in der Schweiz am meisten organisch und gradlinig entfaltet hat“ (Ermatinger); er hatte aber dabei, wie sonst von den hochindustrialisierten Ländern höchstens noch in England, so viele Wesensschichten älteren Datums zu durchstoßen, daß er zwar das Wirtschaftsdenken völlig revolutionierte, als eine das Gesamtdasein formende Kraft aber nicht an sein Ziel gelangte. Der Verstädterung widersehte sich das an sich gehobenere und in der Stadtbevölkerung weiterwirkende bäuerliche Element; der Vermaassung die zahllosen Sozialcharaktere der einzelnen Gemeinden und Landschaften; zu eigentlichen Traditionsbrüchen ist es weder im ganzen noch in einzelnen Schichten gekommen; das hochdifferenzierte Gefüge einer alten und gegenseitig gut eingespielten Gesellschaft war nie so vollkommen in Frage gestellt wie dort, wo innerhalb von ein paar Jahrzehnten auf einem Raum, der vorher vielleicht ein armseliges Dorf beherbergt hatte, Hunderttausende sich ansiedelten. Wohl gibt es auch bei uns Erscheinungen, die durch ihre möglichen Folgen zum Aufsehen mahnen: so die ländliche Überschuldung und damit die langsame Zerstörung des Fundamentes gesunder bäuerlicher Existenzen; die aufs engste damit zusammenhängende Landflucht und die Zusammendrängung von ungesicherten und daher zur Anarchie neigenden Existenzen in den Städten; es gehört dahin die sehr starke und durch die Engmaschigkeit unserer Verkehrsmittel und die sonst gesunde kräftige Durchmischung von Stadt und Land begünstigte Rückstrahlung ungesunder Verhältnisse aufs platte Land; sehr bedeutungsvoll ist die zunehmende Verarmung eines Teils der Mittelschichtung durch Großbetrieb, einseitige Kreditleitung und Dauerkrise. Die Verstopfung aller Ventile für unsere überschüssige Volkskraft, die weder vorübergehend mehr noch dauernd sich draußen eine Existenz gründen und für

unsere Wirtschaft Pionierdienste leisten kann, bewirkt gerade in einem so dichtbevölkerten Land ohne Ausweichungsmöglichkeiten durch Rückfiedelung aufs Land verdoppelte Gefahr der Energiestauung. Trotzdem besteht auch heute noch nicht die Gefahr, daß unsere gesellschaftlichen Verhältnisse je so undurchsichtig werden möchten wie jenseits des Rhein. Man kannte einander immer und es ist, nachdem wir als Volk mit einer alles durchdringenden demokratischen Struktur für Gleichgewichtsstörungen doppelt empfindlich sind, anzunehmen, daß auch in Zukunft das Individuum der sozialen Bewährungsprobe unterworfen bleibt.

Unser Deutschschweizertum stellt demnach heute eine ältere Schicht des Kulturdeutschums dar. Es ist daher an sich nicht so merkwürdig, daß die Liebe zu dessen ursprünglichem Ausdruck bei uns noch ebenso echt wirkt, wie die bange Frage „Was nun?“ berechtigt ist.

Dialektischer Umschlag in Deutschland.

Die hier skizzierte Eigenbewegung der Formkräfte hüben und drüben trat im Krieg in ihr entscheidendes Stadium. Die dem deutschen Volk aufgenötigte Entscheidung und die von ihm für undenkbar gehaltene Niederlage brachten, ohne daß sich äußerlich zunächst viel änderte, den Umschlag. Es kommt in solchen Augenblicken nicht darauf an, wie viele Menschen um das Ende einer Epoche wissen, sondern daß eine Anzahl von Menschen darum weiß und daß sie sich zum Repräsentanten des Neuen erklärt. Dabei handelt es sich keineswegs um die willkürliche Marotte einiger Schwarmgeister, so abstrus auch ihr neu verkündetes und noch nicht von der Geschichte auf seine Stichhaltigkeit geprüftes Evangelium in den Ohren der noch Ahnungslosen klingen mag. Wir suchen mitunter die Achseln, wenn man uns drüben von „Schicksal“ redet, ohne zu bedenken, daß der Glaube die Frucht zersehelter Hoffnung ist. Wo das historische Urteil über Vergangenes erst einmal vollstreckt ist, an Völkern so gut wie an einzelnen, beginnt, sofern die Lebenskraft nicht gebrochen wurde, tatsächlich etwas Neues. Die zusammengeballten Energien nehmen dann leicht die Form und das Gewicht des Unabänderlichen an. Von hier aus ist es nur ein Schritt zum Glauben an die Auserwähltheit und an die Sendung. Von diesem Glauben leiht sich die Unerbittlichkeit dem Vergangenen gegenüber ihr Recht. Hier wird der Mythos geboren, der nicht abstrakte „Verhältnisse“ kennt, sondern wieder personifizierte Kräfte, die sich unter einem Zeichen — im Dritten Reich dem Hakenkreuz — geeint wissen, um andere ebenso personifizierte Kräfte, die in irgend ein gefühlsumwobenes und auch mythisches Schlagwort — Bolschewismus, Liberalismus, Weltjude — gebannt werden, zu vernichten. Vor dem modernen „Dieu le veut“ zerbricht historischer Kausalismus, zerbricht auf kein Ziel gerichteter Pragmatismus und wird ein substanzloser Idealismus wesenlos. In ihm wird es zum mindesten verständlich, wenn ein Bildersturm auf das bisherige Kulturgebäude anhebt und die Ahnung der tiefen Traditionslosigkeit und Geistverlassenheit in

breitesten Kreisen dazu führt, daß sie nicht anders können, als den Neuanfang bei den durch die seitherige Entwicklung verratenen Urphänomenen des sozialen Lebens zu suchen. Nun erst erhalten die Worte Blut, Boden, Rasse, Volk, Sippe, Staat ihre schwere, ja heilige Wucht, und der christlichen Tradition gegenüber pflanzt sich ein Heidentum auf, das seine Beweise in der Biologie findet und sich die historische Bestätigung seiner ewigen Wahrheit in vordchristlicher Gesittung sucht.

Unsere Problematik.

Aber daß man von der Verkündigung, die wie die Wegbereiter H. St. Chamberlain, Wirth, vor allem Rosenberg gar nicht den Sturz in die Dumpfheit des Animalischen wollte, zur Tat fortgeschritten ist, daß praktisch das Christentum in seiner Substanz angegriffen wird, das Recht seinen bisherigen Charakter verlieren soll, Wissenschaft und Kunst ihren Sinn erst von den deutschen Volkszielen erhalten, eine dunkle Blut-Bodenmystik sich in den Köpfen der Jugend einnistet, der Begriff des „Paria“ neu ersteht, der Staat zur einzigen und absoluten Macht erhoben wird, das alles ist sehr viel ernster zu nehmen als Diktatur, Führerprinzip, sogar als gelegentliche Exzesse und Konzentrationslager. Denn in diesen Wandlungen ist im Prinzip das Todesurteil über einen wesentlichen Teil unserer kulturellen Grundlagen gesprochen.

Wir stehen erschüttert vor dieser Entwicklung und den bereits sichtbar werdenden Folgen, nahezu unfähig, sie zu fassen. Das Kriegserlebnis hatte sich bei uns höchstens zum Anempfinden gesteigert, wenigen nur war es gegeben, bis zu seiner Tiefe hinabzusteigen. Die Nachkriegsjahre finden uns zwar auch in einem Zustand der Unbefriedigtheit über die immer sichtbarer werdende Enge unserer Verhältnisse, des steigenden Zweifels in den Wert eines Lebens, dessen Hauptzweck materielle Sicherung ist, des Unbehagens über ein Dasein, dem sowohl Größe wie der Charme wirklicher Freiheit fehlen und das sich faute de mieux in kleinlichen Reibereien, Eifersüchteleien und dem harmlosen Vergnügen an Gewehrmatchpunktzahlen, Weltmeisterschaften und dergl. erschöpft. Es scheint in der Tat Jakob Burckhardt Recht zu behalten, wenn er schreibt: „Am Ende liegt ein Drang zu periodischer großer Veränderung in den Menschen, und welchen Grad von durchschnittlicher Glückseligkeit man ihm auch gäbe, er würde (ja gerade dann erst recht) eines Tages mit Lamartine ausrufen: *La France s'ennuie!*“ Trotzdem können wir nicht aus unserer Haut schlüpfen, d. h. wir müssen selbst vor dem verstärkten Unbehagen der Krise und ihrem Ansturm auf die Festungen unserer geistigen und gesellschaftlichen Tradition an die Kontinuität der Kräfte glauben, die uns in den Jahrhunderten geformt und erhalten haben, oder aber wir müssen uns aufgeben. Daran ändert weder Verwunderung vor dem Geschehen in Deutschland etwas, noch eine oberflächliche Bewunderung oder Abscheu und Zorn, die aus dem Ressentiment dessen wuchern, der sich, — um einen Gedanken aufzugreifen, der kürzlich

in einem Artikel des Bund ausgesprochen war — durch den nächsten Verwandten in seiner Existenz bedroht fühlt.

Die Frage unseres Verhältnisses zum Reich bleibt, ob wir uns so oder so gebärden, bestehen. Es gilt einen Weg der positiven Auseinandersetzung und der fruchtbaren Abgrenzung zu finden. Man diskutiert ja über diese und jene Möglichkeit des Verhaltens. Aber ob die einen mit dem Gedanken einer bedingten geistigen Gleichschaltung spielen, andere den Rückzug auf ein imaginäres Europa vorschlagen, dritte meinen, es wäre möglich, die schweizerische Staatsnation dadurch zur Kulturnation zu stempeln, daß man aus etwas Deutsch, etwas Französisch und Italienisch einen eidgenössischen Kulturbrei kocht, vierte heute in der Schweiz die berufene Bewahrerin und — als nationale Aufgabe gesehen — Repräsentantin des deutschen Geisteserbes sehen, fünfte endlich das berühmte „Abwarten“ predigen, alle diese Überlegungen erweisen sich als Produkte der Unsicherheit und befriedigen darum nicht.

Man muß den Mut haben, die Fatalität unserer Lage zu erkennen. Sie ergibt sich einerseits daraus, daß wir dem deutschen Kulturkreis mit angehören und aus der lebendigen Ausübung unseres Volksbürgerrechtes in Form der Ergänzung, des Austausches, der Anregung unsere geistige Form bereichern; sie ergibt sich andererseits daraus, daß unsere Volksstruktur, unsere konservative Geisteshaltung, unser Zwang zur Kontinuität uns heute die Ausübung dieses Bürgerrechtes kaum möglich machen, weil der deutsche Versuch, Staat und geistige Form zu identifizieren, de facto den Ausschluß derer bedeutet, die das nicht können.

Es wäre irrsinnig, zu glauben, daß wir die formenden Kräfte zu unseren Gunsten beeinflussen könnten. Man kann wohl Abmachungen mit der deutschen Schrifttumskammer treffen, die dem Schweizer Schriftsteller den Zugang zum deutschen Leserkreis offen halten; man kann deutsche Gelehrte und Schriftsteller für unsere Bedürfnisse mobil machen. Das Gleiche gilt für Film, Theater, bildende Kunst. Man kann die Freizügigkeit unter den deutschen Hochschulen aufrecht erhalten. Aber was nützt das alles, wenn die Quellen, die früher die geistigen Pumpwerke speisten, kein Wasser mehr geben oder das Wasser uns nicht mehr genießbar erscheint; wenn die Wahlbehörden der Hochschulen sich hüben und drüben von politischen Gesichtspunkten leiten lassen, wenn Mißtrauen und grundsätzlich verschiedene Wertmaßstäbe Barrieren errichten?

Entzweiung?

Wir wissen, daß Lebensschicksale Menschen, die einmal viel Gemeinsames hatten, in ihren letzten Maßstäben so beeinflussen können, daß sie einander zwar nicht gerade feind sind, aber doch eigentlich nichts mehr miteinander anzufangen wissen. Eine solche Entzweiung droht heute dem gesamtdeutschen Kulturbezirk. Die letzten ethischen Maßstäbe befinden sich in Deutschland in einer revolutionären Wandlung. Sie drängen in der Rich-

tung grundlegender Gewissensänderungen. Z. T. handelt es sich sicherlich um einen Gesundungsvorgang. Nehmen wir aber etwa den Grundsatz des werdenden deutschen Rechtes: „Recht ist, was dem deutschen Volke nützt“, so handelt es sich hier nächst um nicht mehr und nicht weniger als um eine totale Schwenkung der Rechtsentwicklung, die in Europa seit zweitausend Jahren aus dem Gruppenegoismus herausstrebte, wieder hin zu gruppenegoistischer Hörigkeit. Nehmen wir als weitere Beispiele der revolutionären Wandlung die im deutschen Staatsrecht verankerte, ins Privatrecht aufgenommene, von Sitte und Sittlichkeit geforderte Wertabstufung der Menschen nach ihrer Rassezugehörigkeit oder die bedingungslose und totale Unterworfenheit der Einzelnen unter die Gemeinschaft des Volkes und seines personifizierten Willens, des Staates, bis zum sacramentum intellectus, so fühlen wir neben unserer Welt eine ganz neue aufwachsen. Wenn man nun zudem weiß, wie eng Recht mit Ethik und Moral zusammenhängt, so weiß man auch, daß solche Grundsätze und Regeln praktisch die Absage an den Geist der christlichen Ethik bedeuten, die angesichts der Unerseßlichkeit der Einzelseele und der Gleichheit aller Menschen vor Gott die Rechtsentwicklung in der Richtung zunehmender Achtung vor den Zwecken des Individuums beeinflusst hatte — was noch nichts mit einem ungebundenen Individualismus zu tun zu haben braucht. Wenn man weiter weiß, wie Rechtsübung und praktische Moral allmählich die Tiefenschichten des Entscheidens, eben das, was wir Gewissen nennen, beeinflussen, so muß man eine langsame, aber sichere innere Wandlung des inneren deutschen Menschen erwarten. In der Jugend ist sie z. T. schon nahezu vollendet.

Die ganze Entwicklung nach 1871 hat diese Entwicklung vorbereitet, die Verfallerscheinungen der Nachkriegszeit und die immer heftigere Kritik an ihnen sie beschleunigt. Die völlige Entbindung des Individuums, die ganze Konzentration aller persönlichen Interessen auf das Ich, die Ersetzung der christlichen Haltung zur Umwelt durch die erotische Haltung führten dort, wo sich der Vorgang am radikalsten vollzog, wo Freiheit schließlich zur tödlichen Sinnlosigkeit wurde, zuerst zum Umschlag. Die Kristallisationskerne für etwas Neues lagen schon bereit, im Geist der Kameraderieen, die zu Wehrverbänden wurden, im Ethos der Jugendbewegungsgruppen, die unter dem Erlebnis des Krieges, mehr noch der Niederlage die Wandlung vom individuellen Haufen zum geformten und dem Volk eingeordneten Kollektiv vollzogen hatten, in den um politisch-wirtschaftliche Programme sich formierenden Gruppen und Bündnen, die neben den Parteien umso mehr Zentren der öffentlichen Willensbildung wurden, je brüchiger im Sturm der Krise das alte gesellschaftlich-politische Gefüge wurde. Die Zahl solcher Vereinigungen, die sich unter irgend einer Hoffnung — es kam das gefährliche Wort der „Gläubigkeit“ ohne Inhalt auf — auf einen neuen Gesamtzustand, der dem Volk Existenzsicherheit und dem einzelnen die Würde eines sinnvollen Lebens gewährleistete, zusammenschlossen, war Legion. Und da schließlich ein Volk ebenso wenig wie der

Einzelnen über seinen Schatten springt, vollzog sich die Formung einer neuen Moral, eines neuen Gewissens auf der Grundlage dessen, was diesen Menschen schon in der Wiege mitgegeben war, nämlich der Erfahrung ihrer Kollektivität unter den zu ihrer Zeit gegebenen Lebensumständen, der einprägsamsten Erinnerung, nämlich des Krieges, des sinnfälligsten Einsatzpunktes, d. h. ihrer Leiblichkeit und im Geist extremster Diesseitigkeit.

Geschichtliche Entscheidungen fallen bekanntlich nicht im luftleeren Raum von Ideen. Ihre Motoren sind die Nöte der Menschen. Zwei Grundtendenzen der nationalen Revolution zeigen, um welche Nöte es sich, abgesehen vom ganz einfachen leiblichen Hunger, handelt. Mitunter lächelt man über das große Wort von der Rettung Deutschlands vor dem Bolschewismus. Wenn man Bolschewismus als die kämpferische Zertrümmerung der bisherigen Herrschaftsverhältnisse nimmt, so stimmt das Wort; denn der Nationalsozialismus hat den Klassenkampf, der sich freilich auf dem besten Weg der Legalisierung befand, zunächst einmal säkularisiert. Die zweite Grundtendenz ist das, was der Leipziger Sozialphilosoph Freyer in seiner Schrift „Revolution von rechts“ „Volk“ genannt hat, als der dialektische Umschlag der ökonomischen Gesellschaft. Hier liegt zweifellos der Angelpunkt für den Einsatz der Jugend. Das Schlagwort vom Kampf gegen den Bolschewismus hätte, zumal in einer Zeit, wo die Lösung der Krisennot durch einen Umbau der geltenden Wirtschaftsverfassung zwar nicht das letzte Ziel, aber doch als der Angelpunkt für jede weitere Gesundung erschien, sie kaum in Bewegung gesetzt. Dafür zeugte noch zu Beginn der nationalen Revolution das Bestehen der sog. Schwarzen Front, dafür bis vor kurzem noch die Reden über die zweite und dritte Welle der Revolution, mit der deutlich sozialrevolutionäre Wellen gemeint waren. Das andere hingegen konnte es; denn es schloß ein: die Wiederherstellung der Volkseinheit, die Übernahme der Führung durch dieses Volk im deutschvölkischen Raum, die Wiedergewinnung der alten Macht durch die Wettmachung der Niederlage, endlich den „Kampf gegen den Liberalismus“, worin sich eigentlich der Glaube an eine nicht wesentlich ökonomisch bedingte Lebens- und Volksordnung zusammenfaßt. Gerade dieser Kampf ist zugleich das fragwürdigste wie das wagemutigste Beginnen der nationalen Revolution. Die Säkularisierung des Klassenkampfes ist hier eine der Voraussetzungen; denn nun steht die „Volksgemeinschaft“ sichtbar der „Mißgestalt“ einer ökonomischen und durch die Krise aufs schwerste diskreditierten Gesellschaft gegenüber. Das andere große Mittel ist die Umdeutung und Umbenennung der Wirklichkeit, die erst in ihrer grotesken Vereinfachung dem naiven Menschen überhaupt zugänglich wird. Inzwischen ist wohl hinreichend sichtbar geworden, daß das ökonomische Schicksal genau so ausgetragen werden muß, wie daß eine formale Säkularisierung des Klassenkampfes die sozialen Gegensätze nicht beseitigt, sondern die Entscheidung höchstens auf eine andere Ebene schiebt.

Unser Weg.

Sofern wir überhaupt positiv an der Vereinigung unserer Stellung zum Reich arbeiten wollen, ist es notwendig, daß wir uns einmal die Komplexität der nationalsozialistischen Bewegung klar machen, uns auch klar machen, daß wir über das Ende noch gar nichts wissen. Wer heute bei uns mit ihr sympathisiert, sieht ebenso gewöhnlich ein paar Wesenszüge oder Äußerlichkeiten wie derjenige, der sie verneint. Es kommt daher, daß bei uns nahezu alles anders gelagert ist, selbst das Gesicht und der Charakter der Krise. Wenn man aber weiß, daß kulturelle Beziehung und Befruchtung sich nicht in Literatur- und Kunstgemeinschaft erschöpft, sondern in der Tiefen- und Weitenwirkung schöpferischer Impulse, wo sie auch sind, so wird man auch das Interesse an einer Überwindung des unklaren, gefühlshaften Für und Wider nicht leugnen können. Es soll Klarheit zwischen uns und dem Reich herrschen!

Starke Bewegungen haben das Gute, daß sie als Spiegel wirken. Man sieht sich in ihm im Guten wie im Schlechten. So kommen wir vielleicht dazu, die Interessenwirtschaft in unserem politischen Leben mit der Forderung nach einer Einordnung der Gruppeninteressen unter das Volksinteresse drüben zu vergleichen, uns zu fragen, wohin unsere oft greisenhafte und kleinliche Rechthaberei, hinter der sich meist irgendwelche Interessen verbergen, führen muß. Wir überlegen unwillkürlich, ob unsere instinktive Abneigung gegen prinzipielle Lösungen irgendwelcher Art, seien sie politischer, wirtschaftlicher, kultureller Natur in Jahren der Entscheidung, die für ganz Europa angebrochen sind, uns nicht vor uns selbst dem Vorwurf der Ängstlichkeit ausliefert. Wir werden allerdings auch die abgründigen Gefahren erkennen, die drohen, wenn der Wunsch für die Wirklichkeit gewonnen und der reine Gedanke, die noch so schöne Phantasie nicht ständig am Leben geprüft wird, wovor wir freilich dank unserer etwas baurischen Art ziemlich bewahrt sind. Wir werden uns dessen bewußt, daß ein Stück gesunden Individualismus ein historisches Erbteil des Schweizervolkes ist, demgegenüber wir freilich ebenfalls die Geschichte unserer sozialen Gemeinschaften zitieren können; dabei werden wir nicht außer Acht lassen, daß fast alle unsere Erneuerungsbewegungen hier anknüpfen und nicht beim Individualismus, der besonders unserer Jugend verdächtig geworden ist. Wir wissen aus Eigenem, daß für uns „Volk“ etwas sehr Lebendiges ist, nicht Modellierstoff, den man nach Belieben in diese oder jene Form zu recht drücken kann, und daß uns der Staat in seinen Zwecken auch ohne den Glanz einer höchstpersönlichen Führung sichtbar bleibt, obschon wir ihn oft genug sabotieren; wir entdecken, daß uns der Sinn für jegliche Form von Rassenwesen abgeht und daß ein Stück unverlierbaren und im Geist des Christentums verankerten Gerechtigkeitsgefühls auch über „völkische“ Antipathien Herr zu werden vermag. Solche Erkenntnis wird in die letzte Prüfung münden, ob wir Jugendllichkeit genug besitzen, uns aus uns selbst

heraus zu erneuen, in einer Reformation Faules auszumerzen und uns so den Scherbenhaufen einer Revolution oder den Sumpf faulen Beharrens in abgechiedener Selbstgenügsamkeit zu ersparen. Man möchte es fast meinen nach alledem, was an Gesundem in Fluß gekommen ist, auch wenn wir alles abschreiben, was sich zwar als „Erneuerungsbewegung“ drapiert, sich aber nur als Fortsetzung alter Interessenpolitik mit neuen Mitteln oder als unorganische Nachahmung stärkerer Vorbilder entpuppt.

Die Haltung unserer Jugend zum Geschehen im Reich ist uneinheitlich, in breiten Kreisen eher ablehnend als zustimmend. Trotzdem hat der Nationalsozialismus die jüngere Generation unruhig gemacht. Wir sind zwar unserer ganzen Zusammensetzung nach als Volk älter als das deutsche; darum fehlt jener übermächtige Druck von unten und wir werden kaum so rasch aus aller Tradition fallen. Trotzdem ist es wichtig, daß die Jugend Ziele finde, für die ihre besten Teile sich mit echtem sittlichen Pathos einsetzen können. Sonst wendet sie sich sonstwo hin, sofern sie nur inneren Halt, Ziele, Mut zum Dasein, Glauben an die Zukunft und Glauben an den Sinn und die mögliche Erfüllung ihres Daseins zu finden hofft. Und hier wirkt zweifellos heute das Reich als ein kräftiger Magnet, einfach darum, weil dort Jugend der Bannerträger des Neuen ist. Mag man zu den politischen Einrichtungen, den rassistisch-kulturellen Zielen, der Mythik, dem Propagandaglauben, dem Gewaltgeist und noch vielem anderen im Dritten Reich stehen wie man will, mögen wir uns über vieles ärgern und entsetzen, daran wird man nicht vorüberkommen, daß manches mit erstaunlicher Frische und Unbekümmertheit angepackt wird; man kann vor allem nicht am deutschen Willen, wieder Volk zu werden, am Willen, die Scholle neu zur Kraftquelle zu machen, am Willen, den Menschen zur ganz natürlichen Selbstüberwindung und zur Opferbereitschaft zu erziehen, am Willen endlich, die notwendigen ökonomischen Aufgaben zu lösen, ohne fürderhin dem Dämon der Wirtschaft zu verfallen, vorbeisehen. Aber das Alles war schon längst in der Bündischen Jugend, im jungdeutschen Orden, in all den anderen hoffnungsvollen Gruppen und Bünden vorbereitet, ehe es der Nationalsozialismus in politische und teilweise sehr vergrößerte Form umgoß. Von hier kann unter Umständen eine Befruchtung unserer heute in sich selbst gehemmten Volkskräfte erfolgen.

Wir werden freilich alsdann mit ganz anderen und uns gemäßen Mitteln und vor allem in der lebendigen, weil nie unterbrochenen Verantwortung vor den Werten unserer geistigen Tradition an die uns gestellten und keineswegs geringfügigen Aufgaben herantreten.

Ausblick.

Die deutsche Schweiz wurde sich in dem Augenblick ihres Rechtstitels als Trägerin einer tausendjährigen deutschen Kulturtradition bewußt, wo es so aussah, als sollte sie zur *quantité négligeable* werden. Unsere innere Erregung läßt sich nicht einfach in den Wind schlagen; denn es geht hier

um unsere Lebenssubstanz. Wir haben ein immer noch sehr lebendiges und, wie wir glauben, unerseßliches Erbe zu verwalten. Es ist freilich nicht das, was sich uns so oft als deutsche Geistigkeit vorstellt, eine Problematik, die von der Problematik und für die Problematik lebte, nicht geladen genug mit unverlierbaren Werten, um der Zersetzung und der Verstarrung gleichermaßen Widerstand zu leisten. Nein, solche Verantwortung vor den Werten unserer kulturellen Tradition heißt, das lebendig erhalten und vertiefen, was uns bisher als bester Wesenszug eines Geistes erschien, der stets reich an Möglichkeiten war, überwölbend, weltweit und voll tiefer Achtung vor der Würde des Menschen. In unserer gemäßigten Temperatur ist es sehr wohl möglich, dieser Tradition eine Heimstätte zu schaffen. Es handelt sich dabei in erster Linie um die Gesinnung, in der wir das ganze Leben anpacken. Wir haben dafür zu sorgen, daß wir aus allen Teilen des deutschsprachigen Raumes die geeignete Bundesgenossenschaft finden. Literatur, Kunst, Wissenschaft ist damit ein nationales und doch übernationales Ziel gesetzt. Ihnen als Bildungsfaktoren kommt gerade in unserem Ringen um Selbstbehauptung eine besondere Bedeutung zu.

Zum Schluß sei an einen Gedanken Jakob Burckhardts erinnert. Er äußert sich in seinen weltpolitischen Betrachtungen über den Sinn des Großstaates und des Kleinstaates. Dem Großstaat weist er die Aufgabe zu, große kollektive Kräfte auszubilden, allerdings auch die Sicherung und Festhaltung gewisser Kulturen. Vom Kleinstaat sagt er: „er ist vorhanden, damit ein Fleck auf der Welt sei, wo die größtmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinn sind, ... denn der Kleinstaat hat überhaupt nichts als die wirkliche tatsächliche Freiheit, wodurch er die gewaltigen Vorteile des Großstaates, selbst dessen Macht, ideal völlig aufwiegt.“

* * *

Zweimal in ihrer siebenhundertjährigen Geschichte setzte die Schweiz in dieser Richtung an und traf inmitten von Krisen, die den ganzen deutschen Kulturkreis verwandelten, geistige Entscheidungen, die weit über ihre Grenzen hinauswirkten. Die erste fiel während der Reformation, wo sie nicht zum Schaden andere Wege ging als das Luthertum. Die zweite fiel im 18. Jahrhundert, als Zürich den kritisch-ästhetischen Durchbruch zur Eigenform des deutschen Geistes wagte, aus der die deutsche Nationalliteratur erwuchs. Es ist nicht einzusehen, selbst wenn man die großen Schwierigkeiten, die sich jedem solchen Beginnen entgegentürmen, zugibt, warum unsere Generation die Kraft zu einer dritten selbständigen Entscheidung nicht aufbringen sollte. Tut sie es aber, so mögen wir getrost sein: es wird der Tag kommen, wo uns das geistige Reich der Deutschen nicht missen will.